

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

NILS PLATH, *Hier und Anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida*, Berlin (Kadmos) 2017, 560 S.

Das Verhältnis von Lektüre und Theorie findet sich an der – vermeintlich einzelnen – Textstelle vielfach und explizit verkompliziert. Mit Nils Plaths ›Hier und Anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida‹ liegt seit Sommer 2017 im Kadmos Verlag Berlin ein Buch vor, in dem solche Verkomplizierungen nachgezeichnet und aufschlussreich entfaltet werden.

Die Texte der vier im Untertitel genannten Autoren teilen sich noch immer das Image des Dunklen und Unverständlichen. Allzu schwierig sei es, den Sinn ihrer Schriften zu greifen, wenig ergiebig die Interpretation, verfehrend bald jeder Kommentar. Plaths Lektüren sind anderer Art: Ihre Eleganz liegt darin, dass sie sich gerade nicht an hermeneutischen Erklärungen probieren, sondern lesend nachvollziehen, was ein Text bzw. eine einzelne Stelle macht, wie sie vorgeht, welche Korrespondenzen sie produziert und wie sie von diesen abhängt. ›Hier und anderswo‹ schreibt sich damit in einen Zusammenhang literarischer Kritik ein, der sich unter dem Label Dekonstruktion einen Namen gemacht hat. Nicht einfach der Umstand, dass etwa Jacques Derrida an und mit vielen Stellen bei Plath prominent vertreten ist, belegt die Verortung seines Buchs in diesem Zusammenhang, sondern Plaths Vorgehen. Es gibt keine Theoriekapitel, in denen das theoretische Rüstzeug vorgezeigt wird, mit dem man hernach diesen oder jenen Text malträtiert. Plath geht gleich in die Lektüre. Und das ist notwendig wie passend. Denn wie er durchweg klar zu machen versteht, ist die Stelle nie ohne ihre Lektüre zu haben, schon gar nicht als abstraktes Theorem, das sich irgendwie isolieren ließe. Entsprechend gestaltet Plath die Kommunikation des auf- und vorgeführten Personals. Neben den vier genannten kommen u. a. Paul Celan und Georg Büchner, Walter Benjamin und Peter Szondi, Maurice Blanchot und Michel Butor zu Wort. Markante, aber auch auf den ersten Blick unscheinbare Stellen der Texte dieser Autoren bringt Plath in ein konstellatives Verhältnis (13, 15). Diese Konstellation besteht – birgt das Wort ‚Konstellation‘ doch bereits ihren Wortstamm – aus Stel-

len und ihren Lektüren, die mehrfach begonnen und wieder fallen gelassen werden, um andernorts anderswie wieder aufzutauchen. Was man geboten bekommt, ist ein „von Stelle zu Stelle nicht geradlinig führende[s]“, sondern ein „konstellativ angelegte[s] Nachlesen von Lesestellen“ bei und zwischen Kafka, Beckett, Adorno, Derrida, Celan, Benjamin, Büchner, Szondi, Blanchot, Butor ..., „das mit der Nachträglichkeit rechnet und Erwartungen an ein verfrühtes Verstehen in seiner Anlage zu durchkreuzen sucht“ (13).

Damit wird nicht zuletzt das, was an literarischen Texten literarisch genannt wird, zur Diskussion gestellt. Um nämlich überhaupt als solche gelten, ja um als solche erst einmal erkannt werden zu können, implizieren literarische Texte eine potentiell unendliche Anzahl endlicher Leser*innen und eine entsprechend potentiell unendliche Anzahl endlicher Lektüren. Als ‚zeitgebunden‘ sind Texte, Stellen und ihre Lektüren nicht einfach da, sondern entstehen jeweils neu und anders, ohne ihre Präsenz oder einen Sinn ein für alle Mal festzuschreiben. „Wenn man Literatur“ nämlich, so Plath, „nicht anderswo als in Lektüren bestimmt versteht, dann vergegenwärtigen diese sicher nie definitiv bestimmten literarischen Texte auch die Unmöglichkeit des Selbstvergegenwärtigens“ (12).

Derart erzeugen Texte (nachträglich) den Referenten, z. B. das historische Ereignis, von dem aus sie ihren Anfang genommen haben werden – und zwar: immer wieder. Der Zauber der Erzeugung des eigenen Ursprungs geschieht in Lektüren, in und aus denen nicht nur je neue Wirklichkeiten emergieren, sondern auch Leser*innen, denen als Varianten eines bestimmten Subjekttyps keine Existenz vor der Lektüre nachgewiesen werden kann. Dabei sind es wiederum die Texte, die im Moment ihrer Lektüre verstellen, diskursivieren, historisieren, was sie als einmalig, referentiell, unersetzbar proklamieren. Das ist eine der fundamentalen Aporien, mit denen Stellenlesen konfrontiert. Plath geht es nicht darum, diesen Widerspruch zu lösen, sondern seine Chancen zu erlassen: „[N]ichts spricht dafür, von einem Text zu erwarten, auf der Stelle zu lesen zu sein, ebenso wenig von einer Stelle aus“ (13). Vielmehr stellen Texte von Stelle zu Stelle aus, dass und wie sie ihre Gegenwart auflösend setzen. Sie erzeugen damit etwas, das Plaths genaue Lektüren kenntnisreich und detailbewusst aufzuzeigen wissen, ohne dabei die eigene lesende Position unhinterfragt außer Acht zu lassen: Ungleichzeitigkeiten. Stellenlesen ‚provoziere‘ „widerständige[] Gegenlektüren“ (12), die mit hermeneutisch „interpretativen Setzungen in produktiven Widerstreit“ geraten und damit die vermeintliche Gleichzeitigkeit, die identische Gegenwart eines Sinns oder einer Präsenz in Frage stellen. Das fasst Plath in einer treffenden Tautologie: „Literarische Lektüren vergegenwärtigen, dass es die Ungleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit ist, die im Lesen zur Herausforderung wird“ (12).

Wollte man umreißen, was Plath mit ‚Stelle‘ schreibt, wäre dies, was zwischen Geschriebenem und Gelesenem passiert, sich in einem Vorgang zwischen Lesen und Schreiben unendlich fort ereignet, ohne je volle Präsenz zu erlangen. Stellen sind gelesene und zu lesende Textstellen; aber zugleich ist ‚Stelle‘ der Name der Aporie der Ungleichzeitigkeit, die solche Stellen provozieren: ein hier und

anderswo (vgl. 124). Auf besondere Weise plausibel gerät die wesentliche Ungleichzeitigkeit der Stelle und ihrer Lektüren im Hinblick auf die intrikate Struktur des Zitats, d. i. der grundsätzlich anderswoher kommenden, die Gegenwart supplementierenden anderen Rede: Weil sie plural strukturiert sind, „führen Lektüren hier und anderswo etwas vor, wenn sie zitieren, Ausschnitte markieren, den Stellvertretercharakter der Figuren – der Redefiguren wie gleichermaßen der Figuren in der Rede, nämlich der in Schriften auftauchenden Eigennamen – inszenieren, ihnen Ort und Stelle verschaffen“ (14). Sie sind performativ, insofern hier Lesen und Schreiben zusammenfallen.

So liest man bei Plath besonders „Lesestellen“ (15), die die „Ungleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit“ je nach eigenem Muster kenntlich machen: Stellen in Texten – literarischen und theoretischen –, in und an denen Lektüre selbst Thema ist oder inhaltlich vollzogen wird. Es sind Stellen, wo Theorie und Literatur zusammenfallen, Stellen, an denen andere Stellen – nämlich gelesene Texte – auftauchen. Sie taugen zu „Allegorien des Lesens“ (75), denn sie stellen aus, dass und wie gelesen wird und dabei die Möglichkeitsbedingungen der eigenen Lektüre zur Disposition. Plath weiß dabei vorzuführen, dass diese Allegorien nicht einfach zum Auffinden in den Texten bereitliegen, sondern in Akten eigener Lektüre erst und immer wieder geboren werden. Solche Allegorien des Lesens werden durch Stellen erfahrbar, die Plath gekonnt mit und als Lesestellen in anregenden Konstellationen zu lesen gibt: Zitate, Daten und Zeugnisse. Von diesen Konstellationen seien im Folgenden ein paar heraus- und zusammengestellt.

1. Stellenlesen. *Kafka und Adorno*

Das erste Kapitel widmet sich markanten Tagebuch-, Kurzprosa-, und Romanstellen von und bei Kafka, die ihrerseits Schreib- und Leseszenen feilbieten, in denen Lesen und Schreiben fehlgehen und doch gerade insofern stattfinden. Wenn in diesen Lese- und Schreibszenen von Lesen und Schreiben zu lesen ist, sind „Lesen“ und „Schreiben“ stets auch selbst mit zu lesen. So etwa, wenn in Kafkas Tagebuch vom Briefeschreiben- und abschreiben, vom Verdoppeln also und vom Verzögern zu lesen ist; oder wenn eine qua Datumswechsel im Tagebuch markiert unterbrochene und so verungleichzeitigte „Schreibtischschreibszenen“ (33ff.), die im irreparabel unterbrochenen Erzählen ihrer eigenen Genese kein rechtes Ende findet; oder wenn in Leseszenen aus ›Der Proceß‹ und ›Der Verschollene‹ mit dem ‚statarischen‘ bzw. ‚kursorischen‘ Lesen (56f.) *close reading* und *distant reading* und damit zwei historisch wie systematisch entgegengesetzte Lesemodi in ihrer Ungleichzeitigkeit zusammen auftreten, dabei mehrfache Verschiebungen in Gang setzen, „ein doppeltes Zeitintervall“ (66) öffnen, „eines des Aufschubs und der Verschiebung“ (ebenda) zwischen den beiden Lesemodi einerseits und andererseits das der Lektüre der beiden Lesemodi, die die Ungleichzeitigkeit beider nie restlos vergleichzeitigen kann und dabei ihrerseits in Verzug gerät. Die „Aporie, die das Lesen an sich vorführt“, so Plath, bestünde „darin, gleichzeitig und nicht gleichzeitig mehr als das

zu erfassen, was im Moment der Lektüre – als Folge von Momenten im Prozess – passiert: denn als immer nur gegenwärtig hat Lesen mitzulesen, wovon es – wie das Gelesene – anderswo gleichzeitig mitbestimmt wird“ (72).

So entstehen lesenswerte Leseallegorien, die die unmögliche Möglichkeit von Lesen – und damit Lesen sich selbst – zu lesen geben. Etwa, wenn Plath eine Zusammenstellung von Derridas ›Postkarte‹ und Kafkas Briefen zu lesen gibt (Vgl. 485ff.), in der Unlesbarkeit über die in den Briefen und Postkarten thematisierte, verzögerte Ankunft und falsche Zustellung sowie die damit stets auch geleisteten Medienreflexionen ausgewiesen wird. In ›Die Postkarte‹, so liest Plath, zitiert Derrida den berühmten Brief von Kafka an Milena Jesenská, in dem von Briefen als „geschriebenen Küsse[n]“ zu lesen ist, die auf ihrem endlosen Postweg „von Gespenstern“ „ausgetrunken“ werden (496). Durch die Anwesenheitsfiktion durch Medien werden auch Sender*innen und Empfänger*innen zu Gespenstern. So auch Derrida, der durch seine Zitation dieses Briefs den Präsenzaufschub und das Gespenstwerden allegorisch wiederholt, was bei Kafka schon Allegorie des Lesens gewesen ist und was durch Plaths Zitation von Kafkas Brief und Derridas ›Postkarte‹, die den Kafkabrief zitiert, abermals verdoppelt, weitergelesen, weitergeschrieben wird (vgl. 495ff.).

In einer von Plaths Adorno-Lektüren heißt es, „fast ausnahmslos in Superlativen“ sei bei Adorno von „Stellen“ die Rede. Eine Auswahl solcher ausführlich wiedergegebener Stellenstellen bietet Plath in den Fußnoten (350ff.) und eröffnet damit eine Konstellation zwischen Text und Anmerkung, die die Struktur der Stelle zwischen hier und anderswo nicht nur hinschreibt, sondern durch die Verteilung der Elemente auf der Buchseite sichtbar macht. Dass es sich bei den Stellenstellen um Adorno-Zitate handelt, wird rückwirkend als weiteres allegorisches Moment lesbar, wenn auf den nächsten Seiten vom Ausschnitt- und Zitatcharakter der Stelle zu lesen ist, die einerseits stets schon anderswo ist und das Hier, das sie markiert, immer schon aushöhlt oder zumindest durch ihre schiere Existenz immer auch eine Leerstelle determiniert (vgl. 353ff.).

Andere Adorno-Lese-Stellen nimmt Plath in den Blick, wenn er dessen „Anstreichungen bei Beckett“ (416ff.) auf die Wörtlichkeit hin liest, die Adorno Beckett unterstellt und die bei Adorno dann doch zu einer Übersetzung in eigene Worte – und deshalb zu Nicht-Wörtlichkeit – gerät. Eine Kafka-Erzählung, die davon handelt, dass in einem Vorstadthaus angekündigte Aktionen jeder Art sich schrittweise als nicht stattgefunden habend erweisen, kommentiert Adorno, der vormals Becketts wie auch Kafkas Wörtlichkeit betont hat, mit dem Satz: „Das ist die Figur der Revolution in Kafkas Erzählungen“ (424). Den an Adornos Beckett- und Kafka-Lektüren durchaus wahrnehmbaren Widerspruch zwischen proklamierter Wörtlichkeit und Nicht-Wörtlichkeit liest Plath aber nicht als vermeintliche Inkohärenz in Adornos Argumentation. Gerade insofern die in Plaths Adorno-Lektüre entfaltete Konstellation von Adornos Beckett- und Kafkalektüren den stets möglichen Bezug zu anderen Adorno-Texten herzustellen erlaubt, liest sich Adornos vermeintlicher Widerspruch in der Argumentation anders, nämlich

als produktive, in Konstellation und Korrespondenz gegebene Allegorie der Aporie des Stellenlesens hier und anderswo als so und anderswie, an verschiedenen Stellen.

2. Zitate, Daten, Zeugnisse

„Aber schreiben wir uns nicht alle von solchen Daten her? Und auf welche schreiben wir uns zu?“ (Celan, zit. n. Plath, 96), heißt es in Celans ›Meridian‹-Rede zur Verleihung des Georg Büchner-Preises 1961. Solche Daten, das sind etwa der 20. Jänner, an dem Büchners Lenz durchs Gebirg ging. Ein 20. Jänner, den Celan in seiner ›Meridian‹-Rede „mindestens dreimal“ (Derrida, zit. n. Plath, 90) zitiert. Ein 20. Jänner, den Derrida etwa in ›Schibboleth. Für Paul Celan‹ aufgreift und in seiner letzten Vorlesungsreihe ›Das Tier und der Souverän‹ (2002–2003) abermals wiederholt. Dabei werden auch andere Daten assoziiert: der 20. Januar 1942, das ‚deutsche Datum‘ der Wannsee-Konferenz, auf der die systematische Ermordung der europäischen Juden beschlossen wurde, aber auch das französische Datum des Vorabends der Hinrichtung von Ludwig XVI (vgl. 94f.). Dass ein Datum so viel ereignishaft Einmaligkeit aufweist, deutet auf das Datum als sich notwendig pluralisierende Stelle, die bei jeder ihrer Pluralisierungen die Einmaligkeit und die Wiederholbarkeit pluralisiert.

Plath liest die disseminierende Wanderschaft des Datums durch Texte als eine Stelle, die ihrerseits stets von Lektüren abhängt, etwa der, die Derrida an seinem eigenen Text ›Schibboleth‹ vollzieht und der Hörschaft seiner Vorlesung im Jahr 2002 vergegenwärtigt. Plath zeichnet nach, wie Derrida das Datum des 20. Jänner in ›Schibboleth‹ wiederholt und dabei seinerseits Celans mindestens dreimal erfolgte Nennung des Büchner'schen 20. Jänner mitliest. Die eigentümliche Schönheit dieser Lektüre liegt in der an den Textoberflächen statthabenden Bewegung von Datum zu Datum. Denn auf diese Weise wird das Datum zu einer hochkomplexen Stelle, die den Namen verdient. Die Paradoxie des Datums, die darin besteht, zugleich ein einmaliges Ereignis und dessen notwendige Wiederholbarkeit andernorts zu markieren (vgl. 29, 92), liest Plath in einer verzeitlichenden Lektüre zwischen Büchner, Celan und Derrida nach und mit. Der Vollzug der Lektüre aktualisiert das unersetzbar Einmalige oder Andere, das das Datum auszeichnet, ebenso wie seine notwendige, diese Einmaligkeit löschende Wiederholbarkeit.

Muss die Lektüre doch als eine von immer gleichzeitig an mehreren Orten verstreuten Ereignis-Mitteilungen gelesen werden, die alle und jede für sich davon Zeugnis geben, dass Zeit nicht wirklich zu teilen ist – da diese jedem allein und einzigartig zugehört – und Zeit doch erst, so unmittelbar sie an sich auch erscheinen mag, in zeitgebundenen Lektüren die Teilnahme am Zeitgeschehen ermöglicht (93).

Derridas „verweisendes und also zugleich auf sich selbst gewendetes wie dabei auf ein, zwei, viele Anderswo zeigendes Lesen“ (94) ist auch die Art und Weise, in der Plath den in seiner Vorlesung sich selbst lesenden und dabei verzeitlichenden Derrida liest: von Datum zu Datum. Die vielfach in sich wiederholte Zitation des

Datums bei Derrida und Plath gerät zum Ausdruck der paradoxen Wiederholbarkeit des Einzigartigen des Datums.

Die „Einschreibung von Daten und das Herschreiben von Daten, die als eigene, singuläre, einmalige oder auch geteilte, kollektive angesehen werden“, so Plath, „[unterstreicht] eine mehrfache Gleichzeitigkeit und zugleich die stete Produktion von zeitlicher Unbestimmtheit mit jedem Datum, das mit Bedeutung versehen an bestimmten Orten und Stellen seine Bestimmung – eine Richtung des Verlaufs der Lektüren nicht zuletzt – markieren soll“ (204). Andernorts formuliert Plath in einer abermals Celan zitierenden Aussage über Derrida eine entsprechende Aussage über seine eigene, auf künftige Lektüren sich öffnende Lektüreweise: „Von den Daten [...] sich herzuschreiben, [...] heißt für Derrida, dass wir dabei die Zukunft in den Blick nehmen und das eigene Lesen und Schreiben temporalisieren“ (97): Das bedeutet, „eine durch nichts aufhebbare Ungleichzeitigkeit in Lektüren“ anzuerkennen; diese Lektüren sind entsprechend von einem „konstellativen Bezug zu einem unvorausagbaren Sich-Ereignen von dem, was immer noch ausstehend in Texten als versprochen bleibt“, bestimmt: „Zukunft“ (98).

Dass Derrida zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten schreibt oder spricht, dass seine (sich in sich wiederholenden) Diskurse jeweils durch verschiedene Datierungen gerahmt, deshalb immer ausschnitthaft, unterbrochen, auf ein Anderswo bezogen sind, wird in Plaths Lektüren als Allegorie des Datierens zu verstehen gegeben (vgl. 106). So fallen das durch keine Lektüre einholbare Einzigartige und das Wiederholbare, also das Zeitstrukturierende im Datum zusammen, und dieser Zusammenfall macht das Datum zur durch Lektüren bestimmten Stelle, die von sich selbst differiert und stets auf ihre Endlichkeit und damit Nicht-Präsenz bezogenen bleibt (vgl. 110).

Texte, die vom Verlust handeln oder ihn zu lesen suchen – etwa Roland Barthes ›Die helle Kammer‹, datiert vom „15. April bis zum 3. Juni 1979“ (111), in dem das berühmt berüchtigte *punctum* zur Anzeige eines in der fotografischen Reproduktion irreduziblen Gewesenseins gerät, das auch alles, was noch ist und werden wird, mit Endlichkeitsgewissheit infiziert (vgl. 126f.); oder Derridas Nachruf ›Die Tode von Roland Barthes‹, datiert auf den 14. und 15. September 1980 und damit Barthes' Datierungsgeste nachahmend, wo Barthes selbst zum wiederkehrenden, an-abwesenden *punctum* wird (vgl. 115) und wo Barthes' Text als Erzählung einer unterbrochenen Lektüre firmiert (vgl. 126) – diese Texte exponieren in ihrer Konstellation, dass und wie die nicht anzueignende Unterbrechung namens Tod Lesen allererst ermöglicht und doch unmöglich macht. Wie Plath Derridas Barthes-Lektüre liest, hat entsprechend System. Denn in solch wiederlesender Doppelt-heit – mit Barbara Johnson nennt Plath sie „kritische Differenz“ (132) – wird die Konstellation offenbar, die die Stelle (und das Datum als Stelle) ist: einzigartig und doch (nur, und nur in Lektüren) wiederholbar. Stellenlesen muss – so liest Plath, wie Derrida liest – als „fortzusetzende Vergegenwärtigung“ verstanden werden, als „performative Aktualisierung, die aus Rück- und Ausblicken besteht, in der Lektüren auf Lektüren verweisen, dem künftigen und damit provozierten Nach-

lesen in einem bestimmten Moment und an einem bestimmten Ort zur nochmals neuerlichen Wiederholung aufgegeben“ (131). Dass Plath Derridas Lektüre durch seine abermals verdoppelt, lässt Plaths Text diese allegorische Konstellation weiterführen, ohne sie zu schließen. Es ist mithin ein Verdienst seines Buchs, mit solchen Manövern am gelesenen Material klar vorzuführen, wie kritische Differenzen funktionieren und dass eigene Lektüren stets neue kritische Differenzen einschreiben, die zu wiederholter Lektüre auffordern. Zuvor Gelesenes wird anderswo wiederholt, in neue Zusammenhänge gestellt. Dabei steht auch die Unterbrechung mit zu lesen, die das wiederholte Lesen erst möglich macht: „[D]urch Unterbrechung, durch Absetzen, durch Auslassen wird Fortsetzung ermöglicht. Kontinuität wird durch momentanen Abbruch und Wiederaufnahme an anderer Stelle hergestellt, unendliche Fortsetzung wird durch immer neues Enden [...] möglich“ (106).

3. „Gegenwort“ und „Toposforschung“

Plausibel der Besprechung des Lektüreverhältnisses von Barthes und Derrida angefügt, aber als neu begonnenes Kapitel gesetzt, leiten Plaths Seiten zum Zeugnis mit einer Lektüre von Walter Benjamins Aufsatz über Nikolai Lesskow ein, in dem Benjamin schildert, dass und wie Erzählen durch den Tod ‚autorisiert‘ wird. Auch hier setzt und hält die Unterbrechung par excellence – der Tod – einen Prozess in Gang, der diese Unterbrechung unweigerlich und doch unmöglich mit erzählt (vgl. 151f.). Dass auch hier kein abstraktes Theorem, sondern der konkrete Zeitbezug einer ihrerseits endlichen Lektüre mitzulesen ist, vermerkt Plath nebenbei, wenn er notiert, „die Niederschrift“ des Erzähler-Aufsatzes sei „zwischen Ende März und Mitte April 1936 anzusetzen“ (153). Das in Plaths Lektüren nebenbei Erwähnte nimmt immer wieder Verweischarakter an. Die Nebensache des Nebensatzes ist keinesfalls nur nebensächlich. Verzögert und markiert durch einen mit Derrida gemachten Kommentar zum aporetischen Verhältnis von Souveränität/Autorität und Tod, folgt der Benjaminlektüre und ihrem Vermerk der Autorisierung des Erzählens durch den Tod eine beeindruckende Lektüre (von Lektüren) des Schlusses von Büchners ›Dantons Tod‹. Der Zusammenhang von Rede, Tod und Zitat kommt an passender Stelle mit einer insofern passenden Stelle, als sie sich dem Passen entzieht: dem Sprechakt „Vive le roi!“ (155ff.). Lucile, die Witwe des vorher exekutierten Camille, vollzieht, oder besser: zitiert diesen Sprechakt und damit ihr eigenes, sprachliches Todesurteil: Bekanntermaßen ist „Es lebe der König!“ nicht das Bekenntnis, das das jakobinische Regime des Wohlfahrtsausschusses hören will. „Im Namen der Republik!“, entgegnet ein Bürger stichomytisch auf Luciles Sprechakt, es folgt die Abführung Luciles durch Wachpersonal. Nicht nur ist „Vive le roi!“ ein Zitat (es zitiert den seit 1422 in Frankreich zitierfähigen Ausspruch „Vive le roi!“ ebenso wie Bernardos „Long live the King!“ aus Shakespeares Hamlet; vgl. 159). Es wird im Theater, das in ›Dantons Tod‹ durchweg zu lesen ist, als Zitat durch Lucile und laut der Lektüre Celans als minimal emanzipatorisches „Gegenwort“ aufgeführt. Auch das „Gegenwort“, das Celan in

Luciles selbstmörderischer Zitation des „Vive le roi!“ liest, wird als zitabel ausgewiesen: Denn es ist abermals Derrida, der Celans „Gegenwort“ aufnimmt und damit Celan wie Büchner zitiert (vgl. 157). Warum Celan in Luciles Ausspruch ausgerechnet ein mithin antiautoritäres „Gegenwort“ vernimmt, plausibilisiert Plath anhand eines treffend unreinen (ungleichzeitigen) Reims: „Gegenwort“ und „Gegenwart“. Denn das „Gegenwort“ fixiere nicht die Gegenwart der Sprecherin, sondern manifestiere eine „Gegenwart der Sprache, die sich ihrer Sprecherin – plötzlich – bemächtigt“ (160). Als Zitat kommt dies „Gegenwort“ anderswoher, ist dem ursprünglichen Kontext entrissen und zerreißt den neuen als Fremdkörper. Die Gegenwart des „Gegenworts“ zerstreut die Gegenwart des „Gegenworts“, so ließe sich das komplexe Spiel der in jeder Hinsicht autoritätszerstreuenden Zitation von „Vive le roi!“ beschreiben, das Plath hier mit Celans und Derridas Zitationen bei Büchner bereits als zitiert ausgewiesenen Sprechakts liest (Vgl. 162ff.). Wenn mit dem Zitat „Vive le roi!“ die Gegenwart eines „Gegenworts“ markiert ist, das sich gegen alle restlose Gegenwart beanspruchenden Autoritäten richtet, müssen auch die Lektüren, die dieses „Gegenwort“ zitieren und dabei als paradoxen Akt der Freiheit lesen (Celans, Derridas und Plaths), davon betroffen sein: Dass Lucile den eigenen Tod in zitierender Performanz erzeugt, exponiert, dass und wie Lektüren verfahren, die sich dadurch, dass sie zitieren, auf weitere Lektüren öffnen und in den letalen Zitationszusammenhang einschreiben, den der Text (hier Büchners) fortgeschrieben haben wird.

Die Arbeit an, mit und durch solche Lektüren nennt Plath mit Celan „Toposforschung“ (vgl. etwa 170ff.) und zitiert Celan damit erneut, um die Performativität aufzuzeigen, die im Wort „Toposforschung“ lesbar gerät, wenn es zitiert, d.h. gelesen wird. Damit legt Plath „Toposforschung“ zur Allegorie sich hierarchielos ausbreitenden Stellenlesens aus. Er liest Derrida mit Celan (und nicht umgekehrt), wenn Derridas Texte in ihrem „Prinzip eines andeutungsreichen Verweizens auf Worte und über sie hinaus“ (171) als „Zeugnisse einer solchen, ebenso und anders ganz eigenen Toposforschung“ (ebenda) erscheinen, die stets andere Stimmen involviert und sich dessen gewahr ist, an anderer statt und deshalb ebenso endlich und nie restlos präsent zu sprechen (vgl. 172).

Worte von woanders – fremde Worte, heranzitiert, eingefügt, zitiert, gewendet – dienen dazu, die Autorisierung der eigenen Ansichten als von einem Anderswo angewiesen zu zeigen, wenn sie die unwiderruflich eigene anti-autoritäre Position einer autoritären Gegenlese aussetzen und sie sich noch in Form von Widerworten zu bestätigen provoziert. (177)

Toposforschung ist gerade, aber nicht nur, bei Celan untrennbar vom Datum und der Frage nach der Möglichkeit, Zeugnis abzulegen. Es geht damit um die ethischen Grundzüge des Stellenlesens, die sich in der unmöglichen Möglichkeit, der unendlichen Aufgabe, Zeugnis abzulegen, bündeln.

Immer wieder zu zitieren: heißt auch, die ausgeschnittenen Worte eines Gedichts, das im Lesen nie ganz bleibt, durch die Vergegenwärtigung an anderer Stelle als nie ganz gegenwärtig zu betrachten. Wie es mit jedem ‚neu zitieren‘ schon wieder als anders in dem gegebenen Kontext

auftaucht und wirkt als da, worauf es als zitiertes hin rückverweist. ‚Lesen‘ hieße somit, unabhängig Kontextveränderungen zu erzeugen, Ent-Stellungen, für die das Zitat dann an Ort und Stelle zeugt. (274)

„Wenn Zitate für etwas zeugen“, heißt es an einer Stelle, „dann für die Hervorbringungsakte mittels der Sprache, aus der sie selbst bestehen. Und doch werden auch Ort und Zeit von ihnen als zitationale Effekte der Figuration und Rahmungen sichtbar gemacht, was die Autorität desjenigen, der über sie souverän zu verfügen meint, ebenfalls unterlaufen kann“ (457). Davon zeugt auch der Titel eines Kapitels zum Zitieren: „Zitate in meiner Arbeit“, ein Titel, der gleichzeitig ein wiederholtes Benjamin-Zitat ist, als solches in diesem Kapitel verhandelt wird und als Zitat, in Form des Zitats auch Plaths Buch, seine Arbeit, meinen kann: „Überfallartig“, wie es heißt, „unterbrechen Zitate [...] Lesebewegungen. [...] Sie markieren den Augenblick eines doppelten Bruchs: den der Unterbrechung der fortlaufenden Textlektüre wie gleichzeitig den eines Hervorbrechens aus deren kontextuellen Rahmen, den andere, abwesende Texte an dieser und für diese Stelle bilden“ (459).

4. (Nicht-)Zeugen

In diesem Sinne lesen Plaths Lektüren Konstellationen und verfahren ihrerseits konstellativ, indem sie Lektüren an einer Stelle abbrechen, anderswo wiederaufnehmen und damit dem entsprechen, wovon sie handeln. An Maurice Blanchots Erzählung ›Der Augenblick meines Todes‹, die von einem nachträglich in einer Widmung auf den 20. Juli 1944 datierten Nicht-Ereignis handelt, nämlich davon, dass die Erschießung des Protagonisten durch die deutsche Wehrmacht zufällig nicht stattfindet, und an Derridas Lektüre dieser Erzählung, zeigt Plath die Aporie des entscheidenden, auf einen bestimmten Tag, aber erst nachträglich, datierten Augenblicks, dessen Datum sich unweigerlich jährt und sich – etwa, wie Blanchot notiert, mit der Mondlandung am 20. Juli 1969 – mit anderen Daten überschneidet: „ein Jahrestag in sich damit geteilt und vervielfacht“ (200). Dass, so zitiert Plath Derrida, Blanchots Text davon zeuge, „daß im Grunde seit diesen fünfzig Jahren trotz des Jahrestages, von dem er zu mir spricht, dem 20. Juli 1944, die Zeit nicht meßbar gewesen sein wird“ (200), erklärt sich dadurch, dass das Ereignis einerseits vollkommen einmalig gewesen ist und andererseits nur nachträglich beschreibbar, datierbar, d.h. immer schon gelesen, gemessen und damit der Wiederholung in anderen Lektüren anheim gegeben ist, die ihrerseits einzigartig und vielfach sind. Das Ereignis entzieht sich der messbaren Zeit, indem es ihren Verlauf in Gang setzt und hält. Dass es ausgerechnet ein Nicht-Ereignis ist, das in ›Der Augenblick meines Todes‹ Ereignischarakter erlangt, liest sich damit als Allegorie des Umstands, dass jede Erzählung – wie ereignisreich und handlungsintensiv auch immer – je schon eine aufschiebende Lektüre ist, die einzig das Nicht-Ereignis konstatieren kann (vgl. 203). Als derart in sich verungleichzeitig schreibt Blanchots Erzählung auch Derridas, hernach Plaths Derrida- und allen noch ausstehenden

Lektüren an anderen Tagen und Orten diesen Aufschub ein, um damit unzählige weitere Lektüren zu er- und derart die unmögliche Möglichkeit der Literatur, Zeugnis abzulegen zu bezeugen (vgl. 202).

Insofern erscheint es im Sinne unendlicher „Toposforschung“, der es um Zitate und Zeugnisse bestellt ist, dass Plath an anderer Stelle mit der bei Derrida vielfach zitierten Celan-Zeile „Niemand zeugt für den Zeugen“ (vgl. 269ff.) auf Blanchots Erzählung wie Derridas Lektüren dieses Textes zurückkommt und die Aporie des Zeugnisses in Auseinandersetzung etwa mit Giorgio Agambens Theorie des Zeugen und der Frage nach der Bezeugbarkeit von Auschwitz auf den Zeugen und den Zeugen des Zeugen ausdehnt. Denn auch der Zeuge des Zeugen kann nicht anders, als die Unmöglichkeit, zu zeugen zu bezeugen, da er das einmalige Ereignis durch den Akt des Bezeugens in seiner Einmaligkeit auslöscht und somit die irreduzible Löschung des zu bezeugenden Ereignisses wiederholt, den schon der Zeuge im Zeugnisablegen hat vollziehen müssen. Dass der Tod in Blanchots Erzählung gerade nicht eintritt, ist ein Zeichen dieser Aporie. Dass die Erzählung sich in Lektüren auflöst, die diese Aporie ihrerseits austragen müssen, ist die Allegorie des Lesens, der Blanchots Text selbst schon angehört. „Niemand zeugt für den Zeugen“, davon zeugt Blanchots Erzählung in Derridas Lektüren, die bei Plath konstellativ aufgeführt werden, damit auch Plaths eigene Lektüren allegorisch und das unmögliche Ereignis als unmögliches möglich werden lassen.

5. *Spurenlesen*

Dass die sensible Aporie des Zeugens-von-Daten-her umstandslos planiert werden kann, demonstriert Plath an Hans-Georg Gadammers Lektüre und Peter Szondis minutiös biografischer Interpretation von Celans Gedicht ›Du liegst‹. Wie Plath zeigt, strotzt Gadammers Celan-Kommentar nur so vor hermeneutischen Grobheiten, traditionalistischer Denke und nationalistischen Ressentiments (vgl. 241ff.). Die sicher nicht unproblematische biografistische Akribie von Szondis Celan-Interpretation aber wirkt gegenüber Gadammers grobschlächtigen Verallgemeinerungen nicht nur klüger, sondern auch viel näher an dem, was Celan „Toposforschung“ genannt hat. (Vgl. 216). So inszeniert Plath eine durchaus unterhaltsame Konfrontation zweier großer Hermeneuten, von denen der eine (Gadamer) „um seiner Argumentation willen“ übersieht, was beim anderen (Szondi), „im Unausgeführten, Unabgeschlossenen, Unvollendeten und auch entgegen eigener Beteuerungen ein Zugleich von unentscheidbaren Möglichkeiten eines Innen- und Außenbezugs zwischen Worten und ihren Kontexten erscheint“ (214). Denn Gadamer liest nicht (vgl. 224). Dabei ist doch das Lesen die einzige Tätigkeit, mit der Texten zu begegnen ist, will man ihre Alteritäten nicht ausmerzen. Dass Lesen deshalb ungeahnte Früchte tragen kann, beweist Plath in der Lektüre von Szondis Celan-Lektüren, die in ihren akribischen Nachvollzügen von Wegen, Orten und Daten geradezu detektivische Züge annehmen (vgl. 232) und dabei doch mehr sind, als eine bloße Ereignisrekonstruktion. Szondis Celan-Interpretation zu lesen, heiße nämlich auch,

das zu lesen, was an Szondis Schreiben spezifisch, zeitgebunden, datiert ist, gerade, weil Szondi in seinen Celan-Lektüren als Leser und „als ein Zeuge“ der Lebensumstände „auf[trete]“, die zum Entstehen des Gedichts beigetragen hätten (228). Plaths Lektüre erweist sich so als eine (mindestens) doppelte, die deutlich macht, dass Lesen stets doppelt und als ein solches immer auch ein Zeugen von anderen Gegenwart als der jeweils gemeinten und der jeweils eigenen ist (vgl. 227ff.). „Wo Daten als Hinweise auf Ungleichzeitigkeiten verstanden werden können, die das Lesen stets uneins machen, bestimmen sie die Aufgabe des Lesens“ (264).

6. Massenmedienstellen

Mit der Lektüre einer Zeitungsleseszene bei Kafka, in der „[I]esende Männer [...] die Herrschaft eingerichteter Zeitordnungen [verkörpern]“ (303, vgl. ebenda passim) beginnt Plath seine Untersuchung massenmedialer Stellenlektüren. Dass Herrschaftsansprüche einerseits medial vermittelt sind und Deutungshoheiten über Ereignisse von Medien abhängen, andererseits aber auch die Gruppe der Adressat*innen qua Nachrichten vermittelter Ereignisse erst entsteht und dass aber diese vermittelten Ereignisse ohne die Adressat*innen ihrerseits nichts wären, plausibilisiert Plath mit Derridas Gedanken der unmöglichen Möglichkeit vom Ereignis zu sprechen (308f.). Worauf Plath in diesem Zusammenhang auch hinweist, ist, dass Medien in genau diesem Sinne, so könnte man formulieren, gemeinschafts-de-konstruktiv verfahren (309). Der Gedanke eines „Wir mit Worten“, den Plath schon am Beginn seines Buchs formuliert (vgl. 13), den man aber immer mit-liest, wird hier mit allen Konsequenzen aufgegriffen, die das „Stellenlesen“ – d. h. hier: Ereignislektüre – mit sich führt. Das Aktualitäts- und Repräsentationsversprechen von (Nachrichten-)Medien sei „zunächst das Versprechen einer unmittelbaren Wiedergabe von Worten und immer vornehmlicher von Bildern, die uns gleichzeitig gesendet und von uns empfangen werden.“ (Ebenda) „Die Behauptung von Gleichzeitigkeit und das Versprechen von Unmittelbarkeit, das wir zugleich als Empfänger mitbekommen“ jedoch „erzeugt uns dabei erst. [...] Unsere Nachträglichkeit ist damit immer schon grundlegend, uns existentiell, weil jedes Wir medial“ (ebenda). Das „Wir mit Worten“, ein Wir, das durch Medien und ihre pluralen Lektüren erst entsteht, kann nur ein unbeständiges, von Endlichkeit vielfach durchzogenes sein, das immer schon die Möglichkeit anderer Lektüren und damit seine eigene Unmöglichkeit inkorporiert. Und weil dieses Wir sich durch die Rezeption von Ereignissen konstituiert, die ihrerseits als immer schon vervielfacht-vermittelte gegeben sind, können Ereignisse einzig als unmögliche Möglichkeit bestehen, zugleich absolut singular und immer schon plural zu sein (vgl. ebenda 310f.). Gelesen wird hier und anderswo:

Der Bezug auf dieses Anderswo, das als ein von keiner Stelle letztlich bestimmbarer, räumlich und zeitlich verrückter Ort des Schreibens und des Lesens diese produktiven Akte in ihrem Hier und Jetzt bestimmt, macht die Unstimmigkeit der Gegenwart aus, in der man kritisch die behauptete und erzeugte Aktualität der Ereignisse liest. (314)

Dass der antiautoritäre Zug des Stellenlesens gerade in Bezug auf Nachrichtenmedien zu berücksichtigen ist, macht Plath mit Derrida deutlich, wenn er zur Debatte stellt, dass das, was man als Information wahrnimmt, untrennbar mit Deutungshoheiten und „Machtinteressen“ verknüpft ist, „die sich im Gemachten auch des Gedruckten ablesen lassen (und dies nie ohne, wie mittelbar auch immer, selbst an ihnen mitzuschreiben und sich in ihren Darstellungen mit zu verstricken). Sie „sagen über ihre Herstellung hinaus auch etwas zur Beherrschung von Öffentlichkeit, Territorien und Topographien“ (312).

Medien auf diese Weise zu denken und kritisch zu betrachten, spielt jedoch gerade nicht jenen Marschierenden in die Hände, die in Deutschland seit dem Winter 2014/15 mit dem Schreiwort „Lügenpresse“ unterstellen, die ‚richtige‘ Wahrheit zu kennen und sich ihrer Autorität über die Bedeutung diverser leerer Signifikanten sicher zu sein. Nichts als Autorität, Gegenwart, absolute Wahrheit, ungetrübte Identität nämlich wird – oftmals unter Zuhilfenahme von Verschwörungstheorien, die in hermeneutisch sinnsuchender Manier die Komplexität von Gegenwarten und Vergangenheiten auf ein einziges paranoisches Konsistenzphantasma meinen reduzieren zu können – von solchen Positionen ersehnt, behauptet und/oder gewaltsam durchgesetzt. Dekonstruktive Medienanalyse richtet sich gegen jede Autorität, Wahrheit und Gegenwart beanspruchende Instanz (vgl. 312f.), gerade gegen nationalistische, faschistoide, identitäre, im Dienste des nie anzueignenden, ganz Anderen.

Was Stellenlesen dabei und ebenfalls in politischer Hinsicht bewusst macht, ist, „dass Texte nirgendwo zeitlos zu verstehen sind, und dass es keine Position gibt, von der aus Lektüren nicht als in der Zeit stehend gemachte die Unmöglichkeit eines zeitunabhängigen, aktualitäts-entrückten Lesens bezeugen würden“ (316). Eine solche Zeit bzw. ein solches paradoxes Datum ist der 11. September. Mit und an Benjamin (vgl. 316ff.) zeigt Plath, wie durch die nachträgliche Lektüre eines eigentlich beliebigen, abstrakten Ereignisses eine gegenwärtige Konkretion im Sinne eines spezifischen Hier und Jetzt hergestellt wird. Während Benjamin das in einem Text von 1929 ausführt und als Beispiel die Nachricht von einem Sensationsfall „vielleicht vom 11. September“, die aber „erst am 15.“ gelesen wurde, anführt, dient Benjamins „Gedankenexperiment“ Plath gleichsam als Text zur Lektüre, ist ihm mit dem 11. September doch ein fürs 21. Jahrhundert gewichtiges Datum eingetragen. Gerade des Umstands wegen, dass Benjamin dieses Datum als Beispiel für ein Lektürefahren der nachträglichen Gegenwartsconstruction anführt, können auch Texte, die vom 11. September 2001 handeln, über das Datum mit diesem Benjamin-Text zusammen- und kann das Datum daher je schon als zerstreut gelesen werden (vgl. 318).

Dass der 11. September 2001 als Medienereignis zu verstehen ist, das sich durch die Wiederholung der Bilder in medialer Endlosschleife von seiner apokalyptischen Einmaligkeit immer schon gelöst hat, in seine Lektüren zerfällt und doch gerade darin immer wieder als einmaliger ‚major event‘ produziert wird, spricht für Plath mit Derrida dafür, im „11. September“ die Aporie der Wiederkehr des Ein-

maligen und insofern eine Stelle zu erkennen, die sich immer auch anderswo und anderswie auffindet (vgl. 319ff.). Nicht zuletzt in Derridas wiederholten Lektüren: einmal etwa in ›Autoimmunisierung‹, ein andermal z. B. in ›Das Tier und der Souverän‹ (vgl. ebenda). Verständlich, wiederholbar, unbesonders, ist das Ereignis andererseits vollkommen unverständlich, unwiederholbar und spezifisch. „Das Ereignis muss“, so spielt Plath auf Derridas je einzigartige und doch wiederholte 9/11-Lektüren an und diese weiter, „um als Ereignis zu gelten, sich evident zeigen, dass mit ihm etwas passiert (ist), das als Beweis eines nicht restlosen Verstehens das Verständnis auch des Vorverständnisses aussetzt“ (325). Das Ereignis verlischt nicht einfach im Aufschub, es ist nicht anzueignen und setzt als nicht Anzueignendes seine Lektüren in Gang und in eine unentschiedene Zukunft (vgl. 327) – davon zeugen „Sendungen wie Zeitungen“, bestehend „aus Blättern und Stücken [...]“, die jedes für sich Entstehungsgeschichte besitzen wie zugleich Verwendungsgeschichten lesbar machen, welche sich mit jeder Lektüre anders fortgesetzt weiter vervielfältigen“ (337).

7. Politische Gespenster

Jeder Lektüre also, die ein Ereignis zu bezeugen vorgibt, eigne eine „Unvollendetheit“ (190), die die „Öffnung auf andere Texte hin“ (191) ermögliche. Das kann bzw. muss besonders in politischer Hinsicht verstanden werden, wie die Stellen und Kapitel in Plaths Buch nahe- und belegen, deren Lektüren dezidiert die Frage nach den Möglichkeiten des Politischen aufwerfen. Auch hier spielt die Konstellation dieser Lektüren die Rolle der in ihnen aufgezeigten Aporien. So ist Derridas ›Gesetzeskraft‹ lesbar, ein Vortrag von 1989, in dem Benjamins ›Zur Kritik der Gewalt‹ von 1921 diskutiert und in dem Lektüren ein gewisser „Generalstreik“-Charakter attestiert wird, der nicht nur den „Generalstreik“ am 13. Mai 1968 in Frankreich zitiert, sondern generell „[a]ls ausgesprochen gerechtfertigte Suspendierung der [den] Staat legitimierenden Macht oder Autorität“ (191) zu verstehen ist. Derridas Argumentation, die Plath hier (auch gegen Derrida) nachzeichnet, zielt darauf, Lesen selbst politisch zu bestimmen. Der Generalstreik der Lektüre gelte den „Ausdrucksweisen“ der „rechtserhaltende[n] Gewalt“, die ihrerseits in einem instituierenden Gewaltakt, einem Ereignis gründe, das nur nachträglich erzählt und deshalb nur fingiert werden könne (vgl. 192f.). Weil Staatsgründungen mit der Paradoxie umzugehen haben, retroaktiv zu setzen, woraus sie hervorgegangen sind, können Lektüren die gründende Staatsmacht ihrerseits als Vollständigkeit beanspruchende Lektüre (vgl. etwa 194) lesbar machen. Die gründende Staatsmacht liest sich als kontingent, unvollendet, „bereits zukünftig ruiniert“ (191). Sie ist von fundamentaler Nachträglichkeit, eine Wiederholung, die in dem Maße nie dafür garantieren kann, die letzte gewesen zu sein, in dem ihr der absichernde, erste Grund fehlt, den sie gesetzt haben wird.

Im Stillen mitzulesen ist hier die Debatte um das, was Oliver Marchart „Postfundamentalismus“¹⁾ genannt hat: Verbunden mit Namen wie Ernesto Laclau fand bzw. findet eine Rezeption u. a. Derridas statt, die die radikaldemokratischen Züge der Dekonstruktion für eine politische Theorie der Kontingenz und der Emanzipation fruchtbar macht.²⁾ Das Gründungs- oder Revolutionsereignis, der „entscheidende Augenblick“ (193) – das teilt Plath mit Derrida und radikaldemokratischen Denker*innen – ist nie restlos referenziell und vollständig, sondern immer schon Lektüre und deshalb gespalten. Es gibt keinen einen, anzueignenden Grund, sondern kontingente Gründungen, die auf ihre Wiederholbarkeit, auf ihre Ruinenexistenz hin geöffnet sind.³⁾

Dass politischen Hegemonien und Ereignissen gerade aus der (einzig möglichen) Perspektive ihrer Lektüren eine grundsätzliche Gespenstigkeit zuzuschreiben ist, macht Plath späterhin an Lektüren Hegels anschaulich. Bekanntermaßen hat Hegel seine Theorie der Herr-Knecht-Dialektik entwickeln können, weil er sie in den Ereignissen des Sklavenaufstands in der Kolonie St. Domingue (der 1804 in die Gründung der ersten schwarzen Republik Haiti münden sollte) gewahrte, deren Hergang Hegel als Leser verschiedener Zeitungen seiner Zeit in Jena aufmerksam verfolgte.⁴⁾ Dass Plath das – im Zitat einer Geschichte von Alexander Kluge (vgl. 330) – erwähnt, hat zwar einerseits mit Hegels Zeitungslektüre und deren Lektüre zu tun, steht aber, so lässt sich vermuten, auch im Zusammenhang mit dem, was Plath später an und mit Derridas ›Marx‘ Gespenster‹ ausfaltet.

Was an der Haitianischen Revolution bereits hantologisch wirkt, also heim-suchend von Grund auf⁵⁾, ist der Umstand, dass sie als Wiederholung oder gar Wiedergang der Französischen Revolution durchgeht, weil sie die Französische Revolution und den unverwirklichten Universalismus ihrer emanzipatorischen Prinzipien in Frage stellte und anderswo – nämlich in St. Domingue – anders wiederholte, aktualisierte; und zwar um an der Verwirklichung universalistischer Prinzipien zu scheitern.⁶⁾ Sie ließe sich ihres verstörenden Wiederholungscharakters wegen durchaus als Lektüre der Französischen Revolution begreifen, die Hoffnung stiftet, obwohl oder weil sie ihr Scheitern konstatiert. Eine Wiederho-

¹⁾ Vgl. OLIVER MARCHART, *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Berlin 2010.

²⁾ Vgl. JUDITH BUTLER, ERNESTO LACLAU, SLAVOJ ŽIŽEK, *Kontingenz, Hegemonie, Universalität. Aktuelle Dialoge zur Linken*, hrsg. von GERALD POSSELT unter Mitarbeit von SERGEIJ SEITZ, übers. von DENS. u. a., Wien 2013. Direkt auf Derridas ›Marx‘ Gespenster‹ reagiert: ERNESTO LACLAU: „Die Zeit ist aus den Fugen“, in: DERS., *Emanzipation und Differenz*, hrsg. u. übers. von OLIVER MARCHART, Wien 2013, S. 104–124. Derrida nimmt seinerseits Bezug auf Laclaus Hegemonietheorie in: *Marx‘ Gespenster. Der Staat der Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale*, übers. von SUSANNE LÜDEMANN, Frankfurt/M. 2004, S. 59.

³⁾ Vgl. LACLAU, „Die Zeit ist aus den Fugen“ (zit. Anm. 2), S. 120.

⁴⁾ Vgl. SUSAN BUCK-MORSS, *Hegel und Haiti. Für eine neue Universalgeschichte*, übers. von LAURENT FAASCH-IBRAHIM, Berlin 2011.

⁵⁾ Vgl. DERRIDA, *Marx‘ Gespenster* (zit. Anm. 2), S. 25.

⁶⁾ Vgl. SLAVOJ ŽIŽEK, *Auf verlorenem Posten*, übers. von FRANK BORN, Frankfurt/M. 2009, S. 195.

lung, die sich spukend immer wieder und weiter ereignen kann, ohne aber jemals eine Setzung vollziehen zu können, die nicht weitere nach sich zöge. Das wäre die radikaldemokratische Dimension, die sich im Verhältnis der beiden Revolutionen zueinander als gespenstische, heimsuchende entfaltet und die auch in Hegels von Plath gelesenen (verdoppelnden wie verdoppelten) Zeitungslektüren zur Haitianischen Revolution allegorisch lesbar wird.

Dass eine solche politische Gespenstigkeit sich in Lektüren, ihren Daten und Zitaten zeigen kann, konstatiert Plath nicht einfach, sondern führt es vor. So in einer interessanten Konstellation von Lektüren rund um Derridas ›Marx' Gespenster‹ und den Mai 1968. Passenderweise beginnt Plath nicht mit ›Marx' Gespenster‹, sondern mit prominenten Lektüren, die dieses Buch ausgelöst hat, u. a. auch Derridas eigener in ›Marx & Sons‹ (vgl. 337ff.). Plath zeigt die durchaus politische Struktur heimsuchender Lektüren im Verhältnis der Lektüren von ›Marx' Gespenster‹ untereinander, die nicht anders können, als diese Heimsuchung zu performen, so autoritär und berichtend sie sich auch ausnehmen. Dass Plaths Lektüre dieser Lektüren mit gemeint sein muss, wird dadurch deutlich, dass er seine Lektüre eben mit den Lektüren von ›Marx' Gespenster‹, man könnte sagen, mit Gespenstern anfängt, und dabei ihren auch die eigene Autorität unterwandernden Gespenstercharakter vorführt.

Was Plaths Lektüren hier und generell auszeichnet, ist ihre unterbrochenkonstellative Anordnung im Buch und die markierte Zugehörigkeit zu dem, was sie herausarbeiten. Das beeinflusst den Status seiner durchaus zitablen Statements. Diese werden gerade dadurch bestätigt und ihrerseits als Allegorien des Lesens wahrnehmbar, dass die ganze Zeit über die Kontingenz oder Gespenstigkeit von Aussagen, Statements, Setzungen, Wahrheits- und Präsenzbehauptungen ausgewiesen wird. Etwa hier mit der Markierung („noch einmal“) des performativen Selbstbezugs: „Noch einmal: Die einzelne Stelle aber gibt es nicht. Nie weniger als schon zweimal jedenfalls. Auf der Stelle wiederholt sie sich, und dies anderswo, wenn sie denn (und nie für sich) Stelle ist“ (348). Dem trägt Plath insofern Rechnung, als er nach einigen Seiten und Kapiteln zu anderen Stellen und Texten die Lektüre von ›Marx & Sons‹ wieder- und die Lektüre von ›Marx' Gespenster‹ ‚selbst‘ aufnimmt (359ff.): Erst die Lektüren eines von gespenstischen Lektüren zeugenden Buchs und einige Seiten später das Buch ‚selbst‘ zu behandeln, lässt die Heimsuchung und die Doppeltheit, die das Stellenlesen bestimmen, merklich werden.

Dass Plath dann auf ein Marx-Zitat aus dem 18. Brumaire abhebt, in dem Marx ohne direkten Ausweis Hegel zitiert: „Hegel bemerkte irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen“ (365), das Derrida in ›Marx' Gespenster‹ ausführlich wiedergibt und kommentiert, lässt die gesamte Konstellation (Hegel – Marx – Derrida – Plath) allegorisch von Gespenstern durchspunkt wirken. Plath, der das Zitat seinerseits erneut zitiert, performt in seiner unterbrochenen, konstellativen Marx-Derrida-Lektüre, wovon das Zitat handelt und wovon es selbst als Zitat betroffen ist: Wiederholung. „Sobald man eine Revolution identifiziert, beginnt sie zu imitieren,

tritt sie in eine Agonie ein“, zitiert Plath Derrida (367). Entsprechend kommen ›Marx' Gespenster‹ bei Plath ein weiteres Mal vor (vgl. 374ff.), nach einem kapitelförmigen Einschub zu Walter Benjamin, Revolution und Geschichte (vgl. 367ff.), und nun durch das bei Derrida zu findende Hamlet-Zitat „The time is out of joint“, das als Zitat tut, was es sagt und damit seine eigene Theatralität als Spektralität unter Beweis stellt (vgl. 376f.).

Man könnte diesbezüglich von einer politischen Gespenstergemeinschaft sprechen. Oder von einem „Wir mit Worten“, einem „Wir“, das „in [...] Texten [...] zu Wort kommt, sich von anderen Worten umstellt zeigt oder [...] als ausgestrichen zu erkennen ist[.]“ (13) Von einem solch politisch-gespenstischen „Wir“ zeugt das Datum des 12. Mai 1968, des ‚Vorabends‘ des großen Generalstreiks in Frankreich, dessen Wiederkehr Plath in Texten Blanchots, Celans, Derridas liest und anhand der Vielzahl von Stimmen und Interpretationen des Mai 1968 als Frage etwa bei Blanchot, aber auch in Derridas auf diesen Vorabend datierten Text ›Finis Homines‹ liest: „Aber wer, wir?“ Als Zitat, das als Zitat schon exponiert, wonach es nur fragen kann, erweist sich „Aber wer, wir?“ als immer schon gestellte und immer wieder zu stellende Frage, die auf der Stelle herstellt, was sie bezweifelt, nämlich ‚uns‘. Nach einer Lektüre stellenausprägender Sprachhandlungen in Becketts ›La fin‹ (405ff.) zitiert Plath Derridas viel zitierte Frage erneut und schlägt vor: „Das Wir, ließe sich sagen, entsteht in den Lektüren: Als Gemeinschaft von zu Lesern Gemachten, in passierenden Momenten und nicht auf Dauer, im momentanen Hier und Jetzt von herbeizitierten Lektüren, die mit paradoxalen Fragen einsetzen: den wiederholten nach dem wir[.]“ (410).

Plaths Buch ist anzumerken und anzurechnen, dass es die politischen und ethischen Züge dekonstruktiven Lesens immer wieder hervorhebt und dadurch nicht nur aktuelle kultur-, literatur- und medienwissenschaftliche Debatten involviert, sondern auch den irreduziblen und doch nie ganz festzuschreibenden Gegenwartsbezug der Dekonstruktion im Allgemeinen und seines Textes im Besonderen kenntlich macht. Dafür spricht die Lektüre von Kafkas ›ein altes Blatt‹, der eine zwischen Kafka und Derrida inszenierte Diskussion zu Gastfreundschaft, der Unterscheidung wir/sie, der unmöglichen Möglichkeit einer eigenen Standortbestimmung und damit der unmöglichen Möglichkeit eines ethischen Bezugs zum Anderen voraus geht. Was an Plaths Lektüre von Kafkas Text frappiert, ist ihre explizite politisch-ethische Fragestellung. Denn es geht in der Geschichte um die machtvolle Unterscheidung wir/sie: zwischen redunkundigen Stadtbewohnern und vermeintlich nur zu tierischen Lauten befähigten Nomaden in der Stadt. Den rassistischen Gestus solch ordnender Entscheidungen versteht Plath genauso zu lesen und als solchen kritisch hervorzuheben wie die Möglichkeitsbedingung solcher Entscheidungen: den ausschließenden, Identität, Autorität und Präsenz stiftenden Bezug zum Anderen.

Gegenwart (räumlich, zeitlich), in sich geschlossen, ohne Zweites mit sich restlos identisch, zentral, eindeutiger und unhintergebar Bezugspunkt und Garant für Wahrheit und Sinn, auch deshalb Kernattribut autoritärer, machtvoller Subjektpositionen ...: Dass die Liste sich fortführen und auf Namen, Daten, Ereignisse

hin konkretisieren lässt, dass Anlässe zu lesender Präsenzkritik genug vorhanden sind, macht Plath zeitbezogen in einer bemerkenswerten Fußnote zu seiner ›ein altes Blatt‹-Lektüre deutlich:

Einzig Lektüren, die sich als Interventionen darstellen, kann es gelingen, Einspruch gegenüber einer nicht heute erst aktuell in Europa und Amerika reformulierten Neo-Geopolitik zu erheben, deren Repräsentanten sich darin geübt zeigen, alte und tradierte Behauptungen (wie dem von dem europäischen Erbe oder der erwählten Nation) so reflexiv und neu zu verfassen, um die eine Erzählung von der historisch-kulturellen Einheit der Differenzen auch in Zukunft fundamentalistisch fortzuschreiben. In solchen Lektüren muss es heißen, jene sich in der Erzählung mit ihren vielen Varianten ausdrückenden fundamentalen Ansprüche auf die als die eine eigene behauptete Identität aufzuzeigen, sie zu analysieren und zu befragen – fundamentale Ansprüche in dem Sinne, dass diese den seit Kant in den diskursiven Auseinandersetzungen um das Eigene immer weiter verlorenen Boden unter den Füßen einziehen helfen sollen, um darauf Türme und Mauern zu errichten, die – keineswegs nur metaphorisch – zur Abgrenzung und zur Überwachung eines eigenen Territoriums und zum Ausschluss der Anderen dienen (444, Anm. 44)

Es zeichnet sich ab, dass Plath mit den Konstellationen in seinem Buch nicht nur die politischen Grundzüge und damit die politische Relevanz dekonstruktiven Lesens unterstreicht und vorführt, sondern auch, dass dekonstruktives Lesen als Lesen immer auch den Zusammenhang, oder die Konstellation von Politik und Ethik einschließt. Das ist zumindest einer der Eindrücke einer ersten und zweiten Lektüre von ›Hier und anderswo‹, das sich in jeder Lektüre, die es seinerseits zu lesen gibt, immer auch selbst zu lesen gibt und dem nicht nur deshalb noch viele Lektüren durch andere an anderen Orten zu anderen Zeiten zu wünschen sind.

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk50_1s125

Peter Schuck (Erfurt)

SUSANNE STRÄTLING, *Die Hand am Werk. Poetik der Poiesis in der Russischen Avantgarde*, Paderborn (Wilhelm Fink), 2017, 531 S.

1. *Handverlesene Avantgarde*

In Susanne Strätlings groß angelegter Arbeit ›Die Hand am Werk‹ geht es, wie der Untertitel präzisiert, um eine „Poetik der Poiesis in der russischen Avantgarde“¹⁾, also um weit mehr als um die Rekonstruktion eines semantischen Motivs in Dichtung und Kunst – das wohl auch –, sondern vor allem um die ‚Mani-festationen‘ des Manuellen in der russischen Avantgarde und ihrer Konzepte einer Poetik bzw. Ästhetik der ‚Poiesis‘, also des Machens, Produzierens.²⁾

1) Die zweifachen „Anführungszeichen“ beziehen sich durchwegs auf Ausdrücke, die Strätlings Buch entstammen; die ‚einfachen‘ markieren metasprachliche Begriffe des Rezensenten.

2) Man denke auch an die Handreichungen der Formalisten, zumal VIKTOR ŠKLOVSKIJS, unter dem Zeichen: ‚Wie macht man?‘, ‚Wie schreibt man?‘: ДЕРС., *Техника писател'ского*